

Umstellung von IP auf Bio : weshalb?

Autor(en): **Abt, Roman**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Kultur und Politik : Zeitschrift für ökologische, soziale und wirtschaftliche Zusammenhänge**

Band (Jahr): **46 (1991)**

Heft 1

PDF erstellt am: **12.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-891856>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Umstellung von IP auf Bio – weshalb?

Über die Gründe, die zu dieser Entscheidung führten, aber auch über die Planungsphase und die ersten Erfahrungen mit dem Biolandbau, möchte ich in diesem Artikel berichten.

Seit dem 1. März 1982 – während drei Jahren als Pächter, jetzt als Eigentümer – bewirtschaften wir als vierte Generation unseren Rütihof. Mit einer Betriebsfläche von 74,5 ha (72,5 ha Eigenland), davon 31,5 ha Wald, beschäftigen wir 3 Mitarbeiter (2 Teilzeit) mit je 49, 14 und 9 Dienstjahren! Buchhalterisch ergeben sich somit 1,9 fremde und 1,1 eigene Arbeitskräfte. Milchwirtschaft mit 149 000 l Milchkontingent, Ackerbau mit 22,5 ha offener Ackerfläche, Waldbau mit 31,5 ha und bis 1986 Schweinehaltung mit 50 Mutterschweinen werden, beziehungsweise wurden als Betriebszweige geführt.

Sorge zur Natur als Familientradition

Seit jeher galt meine ganze Aufmerksamkeit der Natur, das heisst, dem Sorgen, dem Rücksichtnehmen auf die Natur, denn sie ist auf uns nicht angewiesen, wir aber auf sie. Meine Eltern lebten es mir vor – ich hatte es nicht gestohlen. Erst die landwirtschaftliche Schule lehrte mich eine aggressivere Gangart. Produktivitätssteigerung, Ertragssteigerungen, Rentabilität usw. fanden auch bei mir Gehör. Ich interpretierte diese Thesen jedoch so, indem ich nie Spitzenerträge und Spitzenresultate zu erzielen versuchte, sondern dazu neigte, ein Optimum, und das auf lange Sicht, zu erwirtschaften. Investitionen, die sich im Moment nicht in höheren Erträgen auswirkten, jedoch für den Boden unerlässlich sind, wurden getätigt. Zum Beispiel 1982/83: Sanierung und Reaktivierung der Bodenverschlauchungsanlage, Pendelachse am Ladewagen, Doppelbereifung vorn und hinten für die Traktoren. So war es für mich klar, auch Methoden, die den Hilfseinsatz – im richtigen Zeitpunkt und nicht übermässig – voraussahen, anzuwenden.

Integrierte Methode

Während vier Jahren arbeitete ich im Pflanzenbau nach den Methoden der

integrierten Produktion. Epiphyten bei Weizen, Hordeproge bei der Gerste, Bandspritzung bei Mais und Zuckerrüben, keine Granulate, kurzhalbige und resistenzfreundliche Weizensorten, Nitratschnelltest usw. waren die Folge.

An eine Umstellung zu jenem Zeitpunkt dachte ich aus folgenden Gründen noch nicht: Die Ausbildung an den landwirtschaftlichen Schulen hatte keinen Platz für eine fundierte Aufklärung



Unbedeckter Boden wird im Bio-Landbau möglichst vermieden. Bild: W. Scheidegger

über den Biolandbau. Ich war auch der Meinung, dass diese Anbaumethode nur in Klein- und Kleinstbetrieben, und oftmals von Aussteigern und Idealisten, betrieben werde. Neben mehr Arbeit und Risiko war auch die finanzielle Seite nur dank billigen und somit familieneigenen Arbeitskräften oder Praktikanten gesichert. So war es für mich klar, dass mit fremden Arbeitskräften, die jedes Jahr ihren Teuerungsausgleich und gelegentliche Realloohnerhöhungen verdienen und erhalten, eine Umstellung vor allem finanziell nicht funktionieren würde.

Ein unbefriedigender Kompromiss

Irgendwie kam es dann – und dies dank der integrierten Produktion – zum Umdenken. Bald einmal stellte ich fest, dass mit dieser Anbaumethode

der Natur wenig geholfen war. Der Chemie- und Hilfseinsatz beim Getreide zum Beispiel ging wenig bis gar nicht zurück! Einzig die verschiedenen Einsatzzeitpunkte waren optimaler und gezielter gewählt, und auf die prophylaktischen Einsätze konnte ich verzichten. Weil die Schadschwellen aufgrund der Ertragserwartungen der einzelnen Landwirte errechnet werden, können die Chemieeinsätze uneingeschränkt und mit bestem Gewissen getätigt werden. Der Slogan der IP heisst ja auch «Chemie erst wenn nötig, oder möglichst wenig Chemie und Hilfseinsatz» – der Slogan wird zur reinen Phrase!

Dass man die Pilzkrankheiten vor allem bei der Gerste nicht oder zuwenig im Griff hat, zeigt folgendes Beispiel: Während drei Jahren brachen sie bei unseren Parzellen nämlich erst nach dem letztmöglichen Behandlungszeitpunkt aus. Die Lösung dieses Problems ist einfach: Heraufsetzen der Ertragserwartung – die einem nicht vorgeschrieben werden kann – somit früheres Anspringen der Schadschwelle und demzufolge garantierter Einsatz von Chemie. Das nennt sich offiziell naturnahe Landwirtschaft! Ich war auch nicht mehr bereit, dem Konsumenten etwas vorzugaukeln. Während diesen drei Jahren stimmten bei der Gerste Aufwand und Ertrag nicht überein, denn der Zeitaufwand für die Feldkontrollen und den damit verbundenen Krankheitserhebungen war getätigt und der Minderertrag programmiert. Auch beim Bandspritzverfahren musste ich feststellen, dass die Kosten für die mechanische Unkrautbekämpfung weit grösser sind als die Einsparungen beim Herbizideinsatz. Diese Erkenntnisse bei der Anwendung der IP, aber auch das Kennenlernen Fritz Busers mit seinem grossen Bio-Betrieb und Eric Meilis als Bio-Berater leiteten ein weiteres Umdenken ein und machten mir Mut. Das konsequente und vorbildliche Verhalten meines Bruders und seiner Familie gegenüber der Umwelt – kein Auto mehr, keine Oelfeuerung mehr, dafür Sonnenkollektoren und Holzfeuerung usw. – waren mit ein Grund, diesen Weg zu beschreiten, denn leider sprechen die meisten Menschen nur von der zunehmenden Um-

weltzerstörung und lassen dabei die Taten vermissen, wie der folgende Spruch treffend sagt: «Alle wollen zurück zur Natur – keiner zu Fuss.»

Die Umstellung

Im Juli 1988 entschieden wir uns, unseren Betrieb ab Herbst 1989 nach den Richtlinien des bio-organischen Landbaus zu bewirtschaften. Diesen Entschluss fassten wir bewusst vor der Planungsphase, da vor allem die Wirtschaftlichkeitsberechnungen bei uns gewisse Ängste hervorriefen und, wer weiss, ein Entscheid hinausgeschoben worden wäre. Ich war jedoch überzeugt, den richtigen Weg gewählt zu haben, zumal das Ganze eine einmalige Herausforderung in jeder Beziehung ist. Sei es in der Lösung von auftretenden Unkrautproblemen, von finanziellen Einbussen, von Inangriffnahme einer eigenen Vermarktung, oder sei es das Überzeugen meiner Berufskollegen von der Bio-Anbaumethode. Dass wir die Umstellung erst eineinhalb Jahre später beginnen wollten, hatte folgende Gründe; Meine Frau und ich konnten den Bio-Kurs besuchen; die Planungsphase, die uns sehr wichtig erschien, konnten wir in aller Ruhe durchlaufen; das Jahr 1989 konnten wir für die ersten Gehversuche im Bio-Landbau benutzen und die Vorräte an Hilfsstoffen und Chemie aufbrauchen.

Hofdünger

Während der Umstellungsplanung stellte sich schnell heraus, dass wir mit unseren 1,0 DGVE/ha zuwenig Hofdünger produzierten. Mit einem Neuanfang der Schweinehaltung würden wir je nach Variante 1,6 bis 1,7 DGVE/ha erreichen. Eine Stallbaubewilligung für 50 Mutterschweine oder 24 Mutterschweine und 160 Mastschweine besteht. Da beim Schweinefleisch eine Bioprämie illusorisch ist (bekanntlich werden Prämien für natürliche Haltung bezahlt), entschieden wir uns, vor allem aus finanziellen Gründen, gegen einen Schweinestallneubau. Wir stellten nämlich fest, dass nur gerade für 3 ha Brotgetreide eine Bioprämie gelöst werden könnte, da alle anderen Produkte entweder in die Milchwirtschaft oder in die Schweinehaltung geflossen wären. Das Manko an Hofdüngern wird vorläufig mit einem Minimum von zugeführter Jauche und Mist sowie dem Zukauf von natürlichen Grunddüngern wie Kaliumsulfat und Naturphosphat – auf Grund der im Frühling 1990 gemachten Bodenproben – ausgeglichen. Wir sind uns bewusst, dass wir gegen den

Grundgedanken des geschlossenen Kreislaufes verstossen – nicht aber gegen die Richtlinien des Biolandbaues.

Fruchtfolge

Ein nächster Schritt bei der Planung – bei der Klaus Steiner, Bio-Berater am FIBL, und Josef Angehrn, Landwirtschaftslehrer an der Schule Muri, mitwirkten – galt der Neugestaltung der Fruchtfolge. Zuckerrüben werden in Zukunft nicht mehr angebaut, weil einerseits die Unkrautbekämpfung bei 3 ha kaum lösbar wäre und andererseits eine Bioprämie nicht ausbezahlt wird. Das Kontingent verteilten wir unseren Berufskollegen im Dorf (160 t). Als Alternativkultur wählten wir die Eiweisserbsen mit Sommergerste als Stützfrucht, die zwar ebenfalls keine Bioprämie abwirft, jedoch ohne zugeführten Stickstoff auskommt.

Milchproduktion

Die Milchwirtschaft beanspruchte wenig Zeit, da es in der Führung dieses Betriebszweiges keine grossen Änderungen gibt. Weil auch hier keine Bioprämie ausbezahlt wird, versuchte ich, beim Milchverband Verbesserungen zu erreichen – bis jetzt jedoch ohne Erfolg. An einer separaten Bio-Produktelinie in irgendeiner Form zeigte man wenig Interesse; auch für eine Einzelausschankbewilligung machte man mir wenig Hoffnung, da ansonsten unsere Halbjahreskäserei gefährdet sei. So versuchte ich, dem Aargauischen Milchverband, dem wir angeschlossen sind, die Idee von einer Umstellung der ganzen Käsereigenossenschaft schmackhaft zu machen. Ich stellte mir vor, dass dieser uns Bünzer Bauern eine Preisgarantie von +15 Rp/l oder im mindesten eine moralische Unterstützung bei der Planung und Ausführung zusichern sollte. Auch diese Anregung wurde höflich abgelehnt. Ausser Ausdrücken wie «Rosinenpicker mag es nicht leiden» oder «Wo bleibt die Solidarität» stand ich mit leeren Händen da.

Nun, den Mut habe ich nicht verloren, trotzdem dass der erste «Bio-taler» vorläufig nicht in Bünzen und auch kaum im Einzugsgebiet des Aargauischen Milchverbandes produziert wird! Interessant ist nur, dass andere Verbände schon länger Bio-Milchprodukte mit Erfolg auf den Markt bringen.

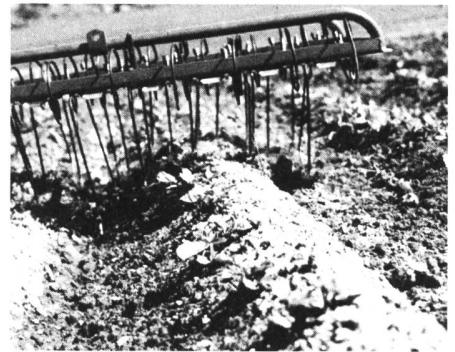
Investitionen

Bedingt durch die Umstellung mussten Investitionen getätigt werden, so zum Beispiel Bau eines Jauchesilos (1250 m³), Kauf eines 6 m-Hackstrie-

gels und eines Schälpluges für die Unkrautbekämpfung, Kauf einer Beregnungsanlage und eines Seitenmiststreuers für eine exakte Jauche- beziehungsweise Mistverteilung. Erfreulicherweise konnte ich diese Maschinen alle schon überbetrieblich einsetzen, beziehungsweise ausleihen.

Erste Erfahrungen

Im Herbst 1989 erfolgte der Start. Kein gebeiztes Wintergetreidesaatgut, Hackstriegeleinsatz dank guter Witterung,



Ackerstriegele

Bild: SGBL

dasselbe ausgangs des Winters, Jauchestartergabe mit der Beregnungsanlage verteilt auf die ganze Nutzfläche inklusive Mais- und Eiweisserbsenparzellen. Vor allem bei dieser Arbeit hatten wir uns im Faktor Zeit verrechnet. Auch zeigte sich, dass bei der Saatbeetvorbereitung und bei der Saat selber sorgfältiger gearbeitet werden muss zwecks nachfolgender mechanischer Unkrautbekämpfung. Bei einer Maisparzelle gab es in dieser Beziehung aber auch wegen der nass-kalten Witterung Unkrautprobleme, die jedoch dank dem Wegfallen der Zuckerrüben und der dadurch gewonnenen Zeit gelöst werden konnten.

Die Getreide- und Eiweisserbsenernte war mit Ausnahme des ungenügenden Hektolitergewichtes der Gerste (= keine Bioprämie) zufriedenstellend ausgefallen. Abnehmer der Weizen- und Roggenernte waren je zur Hälfte die Biofarm und der Volg, da aus arbeitstechnischen Gründen, aber auch aus Mengen- und Platzgründen vorläufig eine Selbstvermarktung nicht realisierbar ist.

Fazit

Abschliessend kann ich feststellen, dass ich dank der Umstellung wieder die volle Befriedigung in meinem Beruf erlangt habe. Ob die zukünftigen Buchhaltungsabschlüsse ebenfalls zu unserer Befriedigung ausfallen werden, steht auf einem anderen Blatt!

Roman Abt, Bünzen
(Untertitel: Red.)